

Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 47 (1991)
Heft: 4

Rubrik: Sprachlogik

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.06.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Rechtschreibung

Aus der Buchstabengeschichte

In der St.-Galler Stiftsbibliothek liegt ein althochdeutscher Evangelientext, der im 9. Jahrhundert im Kloster Fulda entstanden ist. Darin findet sich (Johannes 1, 3) die Stelle *getan* (geschaffen) *worden*. Sie lautet *vvurdun gitán*. Die missionierenden Mönche, welche die lateinische Heilsbotschaft ihren Landsleuten nahebringen wollten, sahen sich nicht nur vor die Aufgabe des Übersetzens gestellt; sie mußten auch die deutschen Wörter in Buchstabengebilde umsetzen, und das war nicht immer einfach. So gab es etwa für den w-Laut kein lateinisches Schriftzeichen; um ihn festzuhalten, verwendete der Schreiber zwei v. Im Englischen wird das w bis heute als *double u* bezeichnet. Aus *vv* wurde dann unser w.

Schwierigkeiten ergaben sich dann, wenn es galt, lange und kurze Selbstlaute zu unterscheiden. Man behalf sich für eine Weile mit dem Zirkumflex als Dehnungszeichen: *ûzzan* für *außen*. Im *Abrogans*, dem ältesten deutschen Wörterbuch, wird unser Wort *geborgen* noch als *caporgan* geschrieben.

Bei Walther von der Vogelweide (um 1200) heißt der *Schmied* noch *smid*, die *Schlange* noch *slange*. Das germa-

nische s muß einen leicht rauschenden Klang gehabt haben und ging vor Konsonanten in *sch* über. Daher sprechen wir, wenn uns *sp* und *st* am Wortanfang vor Augen kommen, *schp* und *scht*.

Eine Lautveränderung, die aus dem östlichen Sprachraum kam, beeinflusste auch das Schriftbild: Aus *guot* wurde *gut*; der Zwiellaut in *lieb* wurde zu einem langen i, und so konnte das e hier als Dehnungszeichen verstanden werden.

Je mehr geschrieben und gelesen wurde, um so stärker wurde das Bedürfnis nach einer geregelten Schreibweise. Zugunsten eines einheitlichen Schriftbildes wurde auf einige phonetische Unterscheidungen verzichtet; daß *Fisch* und *Vogel* nicht mit dem gleichen Buchstaben beginnen, macht manchem Abc-Schützen Mühe. Schon im 17. Jahrhundert hat der elsässische Schriftsteller *Mosche-rosch* geklagt: «Zwei Dinge im Leben verstehst du nie: die Frau und die deutsche Orthographie!» Er hat aber auch Kritik an seinen Zeitgenossen geübt, an denen, «die die alte Muttersprache mit allerlei fremden Wörtern vermischt, verkehret und zerstöret, so daß sie ihr selbst nicht mehr gleich siehet».

Paul Stichel

Sprachlogik

Rechen- oder Überlegungsfehler

Die Löhne vor x Jahren seien «*zweimal tiefer*» gewesen – so könnte es zu jedem Zeitpunkt einmal in einer Wirtschaftsnotiz heißen. Diese Aussage ist aus mindestens zwei Blickwinkeln zweifelhaft: Waren die Löhne nämlich vor x Jahren «tiefer», so ha-

ben sie heute denn immer noch als «tief» zu gelten. Wie verträgt sich diese Auszeichnung aber mit dem weitherum bekannten Begriff der «Hochlohninsel Schweiz»?

Wer es aber mit mathematischer Genauigkeit in Zahlen auszudrücken gewohnt ist, erhebt hier Einspruch: Die heutige Lohnsumme mal zwei gerech-

net, ergibt den *doppelten Betrag*. Gemeint ist aber wohl, daß vor x Jahren der Vergleichslohn *halb* so hoch war wie heute beziehungsweise daß er *heute doppelt so hoch wie damals* ist. Der heutige Verdienst *mal 0,5* ergibt den Verdienst von damals. Also beträgt ein heutiger Lohn nicht *zweimal mehr* als damals, sondern wahrscheinlich *zweimal so viel* oder das Doppelte. Denn «zweimal mehr» bedeutet streng gerechnet, daß sich der Lohnzuwachs in der Zwischenzeit verdoppelt hat; mithin wird also das Dreifache verdient – oder würde verdient, wenn man mit dem sprachlichen Ausdruck wenigstens etwas mehr Sorgfalt betriebe.

Steigern wir zum Beispiel etwa den Ausstoß eines Stahlwerks *um das Doppelte*, so ist wiederum allein bei

der Steigerung eine Verdoppelung eingetreten; diese ist dem Grundwert, dem ursprünglichen Ausstoß, hinzuzufügen. Auch hier ergibt sich eine *Verdreifachung* des Ausstoßes, wenn auch eine Verdoppelung des Zuwachses. Abnehmen «um das Doppelte» dürfte schwierig sein, denn laut Rechenlehre fallen wir damit in den Minusbereich. So mag der amerikanische Dollar heute (fast) die Hälfte seines Wertes von vor fünf Jahren eingebüßt haben – er wiegt heute also noch etwa halb so schwer im Portemonnaie. Würde er wieder den damaligen Wert erreichen, verdoppelte sich somit sein jetziger Wechselkurs. Man muß bei solchen Vergleichen immer sehr darauf achten, sich nicht um den Faktor 4 zu irren.

Roger Beaud

Ortsnamen

Mehr Rückgrat wäre nötig!

Die Bern-Lötschberg-Simplon-Bahn hat in einer kleinen Festschrift die Geschichte der Strecke Moutier–Grenchen–Lengnau darstellen lassen. Daß im französischen Text alle Ortsnamen in ihrer französischen Form erscheinen, leuchtet ein, also *Berne, Thoune, Brigue*. Wird nun aber im deutschen Text Gegenrecht gehalten? Leider nicht. Dabei ist *Genève* in einem deutschen Text ebenso störend wie *Basel* in einem französischen. Und wenn ein Tessiner nach Zürich schreibt, wird er eben auf den Brief *Zurigo* setzen. Pestalozzi hat in seinen Briefen, als er in *Yverdon* am Neuenburger See wirkte, immer von *Iferten* geschrieben.

Fremdsprachige Ortsnamen sind Zeugen von Handel und Wandel und dürfen als altes Kulturgut gelten; manche belegen auch geschichtliche Sachverhalte, so etwa wenn *Burgdorf* (in der einheimischen Mundart Burtlef) von

den Welschschweizern *Berthoud* genannt wird, das heißt nach dem Stadtgründer, dem Grafen *Berthold* von Zähringen.

Die Kantonalbank von Bern hat sich auf den 1. Januar mit der Hypothekarkasse zur Berner Kantonalbank zusammengeschlossen; vorsorglich hat sie ein Rundschreiben verschickt, das alle künftigen Geschäftsstellen auführt. Da heißt es nun mit Rücksicht auf die welschen Kantonsbürger Steffisburg/Steffisbourg, Grellingen/Grellingue usw. Wo aber bleiben die deutschen Namensformen für welsche Orte? Da steht nur *La Neuveville* ohne *Neuenstadt*, obwohl der Stadtteil Schafis seit Jahrhunderten deutschsprachig ist. Zu *Moutier* hätte *Münster* gehört, zu *St-Imier* *St. Immer*, zu *Tramelan* *Tramlingen* und zu *Tavannes* *Dachsfelden*. Große Kenntnisse braucht es da nicht, wohl aber etwas Gerechtigkeitssinn und Rückgrat.

Paul Stichel